

/// Negative Mythen und konkrete Erfahrungen

## DER VERÄNDERUNGSPROZESS DER HOCHSCHULREFORM

**OLIVER JAHRAUS** /// Noch immer wird die Diskussion um den Bologna-Prozess von negativen Mythen beherrscht. Bilanziert man die konkreten Erfahrungen, erkennt man die **eigentlichen Gefahren: Effizienz statt wissenschaftliche Profilbildung im Studium und ein Verantwortungsverlust für die Lehrenden. Dabei können die Instrumente des Bologna-Prozesses genutzt werden, um diesen Gefahren zu begegnen – im Sinne eines engagierten Studiums, einer verantwortungsvollen Lehre und eines wissenschaftlichen Ethos.**

Es ist verblüffend, ja sogar erschreckend, wie selbst heute noch Diskussionen über die Bologna-Reform in die alten negativen Mythen abgleiten, die seinerzeit schon den Widerstand gegen diese bislang größte Hochschulreform angetrieben haben. Das Problematische, ja, das Fatale an solchen Mythen war und ist, dass sie von der Alltagswirklichkeit völlig abgehoben waren und sind. Das ist dort bedauerlich, wo es eigentlich darum geht, den Prozess in der Tat kritisch zu bilanzieren, indem man die konkreten Erfahrungen auswertet, die man seither gemacht hat. Mehr denn je gilt es, die Diskussion über den Bologna-Prozess zu „erden“, zumal die Probleme, die dieser Prozess mit sich gebracht hat, auch heute noch und heute mehr denn je eine große Aufgabe und Herausforderung darstellen. Und eine „Erdung“ fin-

det unsere Diskussion dort, wo Bologna tatsächlich umgesetzt wird – in den Hochschulen, Fakultäten, Abteilungen und Instituten, noch konkreter in Studiengängen und der Studiengangsplanung und schließlich ganz konkret in den Satzungen. Die Satzung ist, so gesehen, die Verfassung eines Studiengangs. Sie bestimmt die Studiengangswirklichkeit, die Organisation und Administration

Es ist Zeit geworden, eine **ZWISCHENBILANZ** zu ziehen, um **aktuelle Probleme benennen und Perspektiven aufzeigen zu können.**



**Die Vorlesung als ehemaliger Kern des Universitätsstudiums hat seit Bologna an Bedeutung verloren.**

des Studiums bis hin zu den Prüfungen und Abschlüssen; in ihr fließen die epistemologische Ordnung eines Faches und die Rechtsstruktur eines Studiums zusammen, sie hat unmittelbare Auswirkungen auf den Hochschulalltag von Lehrenden und Studierenden in Vorlesungen, Seminaren, Übungen und Prüfungen. Wenn wir über Bologna reden, müssen wir immer auch über konkrete Satzungen reden.

Im Folgenden will ich einige Punkte auflisten, um den Prozess jenseits solcher Mythen zu bilanzieren, aktuelle Probleme benennen und somit Perspektiven aufzeigen. Um nicht selbst in jene Mythen zu verfallen, will ich von kon-

kreten Erfahrungen sprechen, von eben jenen Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe, sowohl als Dekan der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften (2007-2009), sodann als Beauftragter für den gesamten Bologna-Prozess an der Ludwig-Maximilians-Universität München von 2009-2011 und immer auch als Hochschullehrer im Fach Germanistik. Daher ist mein Blick auch ein perspektivischer Blick, ein Blick aus den Geisteswissenschaften und ihren spezifischen Voraussetzungen und Anforderungen auf diesen Prozess. Zu einer Bilanz gehören wenigstens zwei Seiten – und so will ich im Folgenden die Stichpunkte, die ich ansprechen

möchte, immer von zwei Seiten beleuchten. Und eine solche Abwägung sollte unsere gesamte Diskussion bestimmen, denn der Bologna-Prozess als Ganzer ist weder einseitig positiv noch negativ zu beurteilen.

### Mythos oder Wirklichkeit?

Zuallererst gilt es, sich zu vergegenwärtigen, wie Diskussionen über Bologna ablaufen können, und vor allem, wie anfällig sie für bestimmte negative Mythen sein können. Der Mythos, so verstanden, ist die Negation der Erfahrung, und daher lohnt es sich, seinen Mechanismus transparent zu machen. Dass solche Mythen eine gerade unglaubliche Konjunktur hatten, mag auch daran liegen, dass sich hier unheilige Allianzen bilden konnten – zwischen Teilen des Hochschullehrerkollegiums, das nicht bereit war, sich intensiver mit dem Prozess auseinanderzusetzen, und einer Berichterstattung in den Medien, die statt einer kritischen Öffentlichkeit vielmehr den Nachrichtenwert vom Untergang des Hochschulsystems – besser noch: des Abendlandes – im Blick hatte. Indes, es gab und gibt immer mehr Kollegen, aber auch interessierte Journalisten, die sich tatsächlich darum bemühen, den Prozess zu verstehen, ihn kritisch, aber auch produktiv zu gestalten oder zu vermitteln beziehungsweise zu begleiten und ihn eben nicht aus ideologischen Gründen von vornherein abzulehnen.

Dennoch, selbst heute noch kann man vom Mythos der Selbstnegation des Bologna-Prozesses hören. Bologna hätte seine Ziele nicht erreicht, ja, im Gegenteil, der Prozess selbst hätte es verunmöglicht, dass er seine Ziele erreichen könne. Ein Beispiel ist der viel gehörte Satz: Bologna sollte Mobilität in

ganz Europa schaffen, heute sei es allerdings nicht mehr möglich, von Augsburg nach München zu wechseln. Was würde denn dieser Satz bedeuten, wenn man ihn ernst nähme? Er würde bedeuten, dass man in Augsburg, München und Europa, um eine vollständige Mobilität der Studierenden garantieren zu können, identische Studienpläne haben müsste. Das allerdings würde nicht nur an den spezifischen Standortfaktoren vorbeigehen, sondern würde auch die absolute Gleichschaltung aller Studiengänge bedeuten. Wer könnte das wünschen?! Wer so von Mobilität spricht, hat sowohl das Konzept der Mobilität als auch Bologna missverstanden.

Die **BERICHTERSTATTUNG** über den **Bologna-Prozess** trug oft die **Signatur sensationsgieriger Medien** oder **allgemeiner Reformgegner**.

Und tatsächlich wird durch einen solchen Mythos eher das tatsächliche Problem verdeckt. Wenn man die ECTS-Punkte (Europäisches System zur Übertragung und Akkumulierung von Studienleistungen) als „Währungseinheiten“, wie es nicht ganz glücklich heißt, für workload nimmt, dann wäre damit ein Maßstab für den Vergleich des Nichtidentischen gegeben. In Bologna kommt es mehr darauf an, gut funktionierende Routinen der Anerkennung von Studienleistungen zu etablieren. An diesem Punkt kann man das fatale Wirken solcher Mythen erkennen: Was Mo-

bilität erschwert, ist nicht der Bologna-Prozess, sondern der Dünkel von Standorten gegenüber anderen Standorten. Erschreckend genug: Noch heute lassen sich klare Rechtsbrüche feststellen, wo Universitäten contra legem die Beweislast umdrehen und den Studierenden aufhalsen, wenn diese Leistungen anerkannt haben wollen.

Zugegeben, solche Routinen funktionieren nur dann reibungslos, wenn man sich auf eine gemeinsame Währung verlassen kann. Ein solcher ECTS-Punkt soll in ganz Europa einen workload von 25-30 Stunden bedeuten. Ist das so? Und wo liegen denn jene Gefahren, die diese Währungseinheit unterlaufen? Tatsächlich liegen sie im Prozess selbst, nämlich genau genommen dort, wo solche Punkte nicht nach dem Maßstab tatsächlicher Investition an Zeit in die Sache des Faches gemessen werden, sondern an den Erfordernissen einer Planungsarithmetik, die nur bestimmte Punktequanten vorsieht. Zudem wird diese Währung „weich“, gerade in den Geisteswissenschaften, wo Formen von Engagement vorrangig auf ein Selbststudium abheben. Es wäre vermessen anzunehmen, dass man all diese Faktoren umfassend berücksichtigen könnte, wenn man einen Studiengang plant.

Aber all die angesprochenen Unwägbarkeiten werden umso leichter handhabbar, je mehr Erfahrungen man sammeln und je besser man einschätzen kann, wie sich workload und ECTS-Bepunktung zueinander verhalten. Und tatsächlich muss man in solchen Fragen immer wieder nachjustieren, auch und gerade deswegen, weil mit der Bewertung auch Wertigkeiten ausgedrückt werden, die dem Charakter eines Studiums zuwiderlaufen. Zu den Verlierern des ECTS-Systems gehört leider ein Veranstal-

tungstyp, der einmal den Charakter von Universitäten und Hochschullehrertypen ausgemacht hat: die Vorlesung.

### **Permanenter Prozess oder aktuelle Anpassung?**

Dass der Bologna-Prozess die größte Hochschulreform bislang war, ist nicht allein darauf zurückzuführen, dass alte Studiengänge durch neue ersetzt wurden, ja noch nicht einmal nur darauf, dass sich das Modell der Studiengangsplanung selbst grundlegend gewandelt hatte, sondern vor allem darauf, dass

### **Mit zunehmender Erfahrung kann die internationale ANRECHNUNG von Studienleistungen besser ermittelt werden.**

mit diesem neuen Modell von Studiengangsplanung die Regulierungsdichte erheblich angewachsen ist. Daraus resultieren zwei entgegengesetzte Perspektiven auf den Prozess als solchen. Auf der einen Seite hörte man allenthalben aus den Hochschulen, dass ein solcher Prozess ein solches Ausmaß an Ressourcen verschlungen und ein solches Ausmaß an Verunsicherung mit sich gebracht hat, dass man ihn unbedingt auch zu einem einigermaßen handhabbaren Ende bringen musste.

Auf der anderen Seite hört man aber ebenso, dass der Bologna-Prozess keineswegs zu Ende ist. Aus der Logik dieses neuen Typs von Studiengangsplanung resultiert eine permanente Reformierung. Denn ein Studiengang, der sich durch eine hohe Regulierungsdichte auszeichnet, ist wesentlich stärker an Orts- und Zeitfaktoren, an das Verhalten von Studierenden gebunden, als dies beispielsweise beim Magister

der Fall war. Gerade die Rigidität von Strukturen ist mit einem höheren Flexibilisierungsbedarf verbunden. Insofern ergibt sich aus der Hochschulentwicklung selbst die Notwendigkeit permanenter Anpassung, mithin fortgesetzter Reformen der Studiengänge. Beide Perspektiven haben etwas für sich; aber wie wären sie miteinander vereinbar, ohne die Ressourcen von Rechtsabtei-

eine typische deutsche Form der Umsetzung von Bologna verweisen. Und die Geschichte des Bologna-Prozesses hält typische Beispiele parat. Um nur eines zu nennen: An der LMU gab es für den Magister Neuere deutsche Literatur 84 Fachkombinationsmöglichkeiten; unter den modularisierten Bedingungen hatten wir für den Bachelor in der Anfangsphase der Planungen nur noch 5 Kombinationsmöglichkeiten, weil die Studierbarkeit jeder angebotenen Fächerkombination absolut gewährleistet sein musste. Eine solche Vorstellung gehört heute ins Gruselkabinett. Die Vorgabe wird mittlerweile viel freizügiger gehandhabt, Studiengangmodelle wurden entwickelt, die schon intern Flexibilität als Strukturmerkmal hatten.

Aber dennoch kann man auch heute noch eigentümliche Erfahrungen machen, wenn es darum geht zu regulieren. Kollegen, die gerade noch über die Überregulierung von Studiengängen geklagt haben, verfallen bisweilen sofort selbst in einen Überregulierungswahn, wenn sie aufgefordert sind, einen eigenen Studiengang zu planen, weil sie offenbar befürchten, sie könnten ihr Fach nicht angemessen im Studiengang repräsentiert sehen, weil sie getrieben sind von einem anderen Bologna-Mythos, nämlich dem Mythos vom Schmalstudium ihres Faches. Tatsächlich liegt in diesem Konflikt eine wesentliche Frage, nämlich die Frage, mit welchem geringem Maß an Regulierung man ein Höchstmaß an Engagement für das Fach und Freizügigkeit im Studium erreichen kann. Überflüssig zu betonen, dass es auch für dieses Problem kein Patentrezept geben kann, weil auch mit einer solchen Zielsetzung andere Zielsetzungen interferieren. Hinter sich muss man wohl die Vorstellung lassen,

**Die neue Studiengangsplanung erfordert PERMANENTE Anpassung und Veränderung.**

lungen und die Planungssicherheit von Lehrenden und Studierenden zu unterwandern? Auch für dieses Problem gibt es kein Patentrezept. Fest steht jedenfalls, dass auch für Studiengangsänderungen Routinen aller Beteiligten, von der Einbindung der Studierenden über die Planung im Kollegium bis hin zur verlässlichen Interpretation gesetzlicher Vorgaben durch Aufsichtsbehörden geschaffen werden müssen. Es bedarf der Routinen des Instanzenweges ebenso wie eleganter Übergangsregelungen, damit Studierende von solchen Flexibilisierungen schneller profitieren können.

### **Überregulierung oder Deregulierung?**

In welche Richtung gehen solche Prozesse? Generell kann man angeben: von der Überregulierung zur Deregulierung. Man mag hier vielleicht zu Recht auf

dass all das, was sinnvoll erscheint, auch so geregelt werden muss. Vieles regelt der Markt oder die Vernunft.

### **Effektives Studium oder Mentalitätswandel?**

Tatsächlich scheint auch bei dem gerade erwähnten Punkt ein anderes Problem viel vordringlicher zu sein. Studierende haben kein Problem, effektiv zu studieren, das heißt, alle von der Studienordnung geforderten Leistungen möglichst schnell und mit möglichst wenig Aufwand zu erbringen. Und das ist das Problem. Es ist – gerade im geisteswissenschaftlichen Bereich – auf eine Konstituente des Modularisierungsprozesses zurückzuführen, nämlich auf das Instrument der studienbegleitenden Prüfung. Es hört sich zunächst gut an: Statt am Ende des Studiums von einer großen Prüfung überwältigt zu werden, die potenziell das gesamte Fachwissen noch einmal aufruft (tatsächlich war dies beim Magister nie auch nur annähernd der Fall), sollte jedes Modul einzeln ab-

### **ZIEL ist ein Höchstmaß an Engagement für das Fachgebiet und Bewegungsfreiheit im Studium mit dem geringsten Maß an Regulierung.**

geprüft werden können. Damit konnte es auch „ad acta“ gelegt werden. Darin ist der Kern der gesamten Bologna-Reform zu sehen. Dieses Instrument schafft eine völlig veränderte Studienwirklichkeit und ist verantwortlich für die hohe Regulierungsdichte. Es setzt das gesamte Studium unter Prüfungsdruck und erlaubt das eigene Studienexperiment nur noch in sehr begrenztem Umfang. Die Implikationen waren und

sind ungeahnt weitreichend, was man nur in einer „bösen“ Tautologie ausdrücken konnte: Unter der Modularisierung studiert man modularisiert – was heißt, dass es einem Fach kaum mehr gelingt, sich als Einheit zu präsentieren und zu vermitteln. Tatsächlich scheint dieser Ausbildungseffekt gerade bei den Geisteswissenschaften aus dem Blick geraten zu sein, wo es nicht um eine unmittelbare Verwertung des Studiums in einer „employability“ ging, sondern vielmehr um eine Kompetenzbildung, um eine Professionalisierung, um eine Profilbildung und – ja – auch um eine Persönlichkeitsbildung.

Das Studium der Germanistik beispielsweise läuft auf kein typisches Berufsbild zu; dass die Studierenden der Germanistik allesamt Lektoren oder Hochschullehrer werden, ist gleichermaßen ein Mythos. Und dennoch landen – soweit wir das aus den uns vorliegenden Daten und dem Feedback der Studierenden ersehen können – Germanisten nicht häufiger auf der Straße als Studierende jener Fächer, die „employability“ in ganz anderer Art garantieren können. Das liegt daran, dass Germanistik-Studierende ihre Kompetenzen (Wissensrecherche, Informationsmanagement, Textverarbeitung usw.) kennen, sie gut vermitteln und weiter ausbauen können und daher vielfältig einsetzbar sind. Das eigentliche Problem erwächst vielmehr aus der modularen Struktur selbst. Wer jeden Studienfortschritt modular „abhaken“ kann, dem wird es schwer fallen, ein Gesamtprofil seines Faches zu entwickeln, selbst dann, wenn der Student dies ausdrücklich wünscht, weil die Studienstruktur Verläufe vorgibt und weniger Möglichkeiten bietet, eigene Schwerpunkte zu setzen.

Eine solche Studienstruktur fördert einen Mentalitätswandel, dessen Implikationen weitreichend und heute noch nicht absehbar sind. Vor allem ist davon die Idee eines wissenschaftlichen und akademischen Studiums betroffen. Das Studium droht im schlimmsten Fall, zu einer Passage zwischen Schule und Beruf zu verkommen, seine lebensgeschichtliche Bedeutung ebenso zu verlieren wie seine Funktion für die je eigene Persönlichkeitsentwicklung. Man wird dieses Problem nur angehen können, wenn man auch das Instrument der

**Die einschneidendsten Veränderungen sind die studienbegleitenden Prüfungen, die zu einer großen **REGULIERUNG** des Studiums führen.**

studienbegleitenden Prüfung so flexibel, wie es unter den allgemeinen Bologna-Vorgaben nur möglich ist, handhabt, z. B. indem man im Abschlusssemester die Vorbereitung und die Durchführung von Abschlussarbeiten entsprechend „höherwertig“ bepunktet.

### **Angebot oder Nachfrage?**

Von diesem Mentalitätswandel profitieren vor allem Fächer, die attraktive oder modische Studienangebote auf Kosten akademischer Ausbildung und wissenschaftlicher Profilierung machen. Hier sind Hochschulen und Fakultäten aufgerufen, solchen Wildwüchsen Einhalt zu gebieten. Andererseits darf man nicht übersehen, dass gesellschaftliche Verän-

derungen sich in besonderer Form auch in den Hochschulen bemerkbar machen. Von solchen Veränderungen ist in erster Linie das Spektrum der Studiengänge selbst betroffen, in dem sich die Wissenschaft in der Lehre präsentiert. Veränderungen in diesem Bereich werden seit jeher kritisch beobachtet, z. B. wenn es darum geht, sog. Orchideenfächer zu streichen. Der erwähnte Mentalitätswandel macht sich vor allem durch Abstimmungen mit den Füßen bemerkbar. Es kann nicht darum gehen, Studiengänge zu entwerfen, die dem Wunsch mancher Studierender, möglichst schnell und mit möglichst wenig Kontakt zum studierten Fach zum Studienabschluss zu kommen, entsprechen, es kann aber auch nicht darum gehen, Fächer zu unterstützen, die es nicht geschafft haben, deutlich zu machen, welchen Nutzen man hat, wenn man sie studiert.

Tatsächlich erwächst vor diesem Hintergrund eine verschärfte Notwendigkeit für die Fächer, sich als relevante Wissenschaft zu präsentieren und deutlich zu machen, welches wissenschaftliche Potenzial in einem Studium eben dieses Faches liegt. Es geht nicht um ein Buhlen mit einem bequemen Studium, es geht aber sehr wohl um eine Selbstlegitimation von Fächern.

### **Rechtssicherheit für Studierende und Verantwortung des Hochschullehrers**

Die hohe Regulierungsdichte erzeugt ein enges rechtliches Korsett, dessen Funktion darin besteht, den Studierenden Rechtssicherheit zu geben. Wenn das gesamte Studium unter Prüfungsdruck steht, so müssen die Studierenden die Garantie haben, dass alles, was prüfungsrelevant ist, auch unter den stren-

gen rechtlichen Vorgaben von Prüfungen steht. Doch das ist nur die eine Seite der Medaille. Wenn ein Dozent im Seminar keine verbindlichen Referate mehr vergeben kann, weil dies als mündliche Prüfung gewertet wird, zu der ein Beisitzer herangezogen werden muss (was der Studienwirklichkeit in

Studiengang und eines Studiums komplexer, d. h. stärker vernetzt geworden ist. Es gilt mehr denn je, konkrete Erfahrungen in verbesserte Strukturen zu verwandeln. Das ist eine kooperative Arbeit zwischen Lehrenden und Studierenden. Das ist die Zukunft des Bologna-Prozesses. ///

### Die einzelnen FÄCHER müssen sich als relevante Wissenschaften präsentieren und ihr Potenzial beweisen.

der Tat entgegenläuft), dann wird hier die andere Seite der Medaille sichtbar: Dem Hochschullehrer wird die Verantwortung für seine Lehre abgesprochen. Damit verliert aber auch die Lehre auf Seiten der Dozentschaft ihre Wertigkeit, was wiederum zwangsläufig auf die Wertigkeit des Studiums zurückgeschlagen muss, die die Studierenden erfahren sollen. Ein Teufelskreis, den es zu unterbrechen gilt.

#### Fazit

Ist daraus ein resignatives Fazit zu ziehen? Im Gegenteil! Es besteht vielmehr aus einem Plädoyer, die Instrumente, die der Bologna-Prozess uns an die Hand gibt, umfassend zu nutzen, um die bestehenden Probleme in diesem Prozess zu lösen und das Studium den sich veränderten Bedingungen flexibel anzupassen – im Sinne eines engagierten Studiums, einer verantwortungsvollen Lehre und eines wissenschaftlichen Ethos. Was man aus der einen Perspektive als Summe von Restriktionen erfahren mag, zeigt sich auf der anderen Seite als Fülle von Stellschrauben. Was man dabei allerdings bedenken muss, ist der Umstand, dass die Organisation eines



#### /// PROF. DR. OLIVER JAHRAUS

ist Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Medien am Institut für Deutsche Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Von 2009 bis 2011 war er Beauftragter für den Bologna-Prozess an der LMU.